

# **Ein einleitendes Vorwort**

---

*Nadja Maurer, Annabelle Möhnle, Wolfgang Weidemann, Nils Zurawski*

Sozialwissenschaftliche Forschung in der Polizei wird gleichermaßen von Polizeibediensteten wie auch von polizeikritisch eingestellten Beobachter:innen oft misstrauisch beäugt; umso mehr, wenn es sich nicht um die Erhebung und Auswertung rein statistischer Daten handelt. Von Seiten vieler Polizist:innen, vor allem aber von den Berufsvertretungen, kann ein generalisiertes Misstrauen gegenüber den Forschungsambitionen der Sozialwissenschaft konstatiert werden. Auch »zu, in oder über die« Polizei forschende Wissenschaftler:innen vermitteln zuweilen den Eindruck, als ginge man nicht gänzlich vorbehaltlos und vorurteilsfrei ins Feld »Polizei«.

Die Polizeiforschung ist angesichts umfangreicher Herausforderungen an Polizei und Zivilgesellschaft ein Forschungsfeld, das an Relevanz gewinnen wird: Extremismus, Fremdenfeindlichkeit, offener Hass im Netz, die durch die Zeit der Coronamaßnahmen zumindest subjektiv festgestellte Entfremdung von staatlicher Autorität, zudem das verstärkt auftretende Infragestellen polizeilichen Handelns seitens der Bürgerinnen und Bürger, verlangt nicht nur von einzelnen Beamten:innen Selbstreflexion, sondern auch von Politik und Polizeiführungen Courage, Engagement und Vertrauen, sich auf unabhängige Wissenschaft in der Organisation einzulassen.

Obgleich das hohe öffentliche Interesse an Polizeiforschung auch Ausdruck der besonderen Bedeutung der Polizei – die ausführende Gewalt im Rechtsstaat – ist, sehen es Polizist:innen oftmals als Misstrauensvotum an, wenn Wissenschaftende Themen mit Polizeibezug zu untersuchen beabsichtigen. Angesichts ihrer zentralen Rolle zur Sicherung der Demokratie sollte die Polizei ein dringendes Eigeninteresse daran haben, dass Handlungsabläufe, Ausbildung, Verhalten in der Öffentlichkeit, aber auch verfassungsfeindliche politische Einstellungen einzelner untersucht werden. Die Quelle polizeilicher Legitimität ist das Vertrauen der Bürgerinnen und Bürger, was an sich Grund genug ist, den Blick von außen zuzulassen, um Missstände zu erkennen,

zu benennen und Änderungen vornehmen zu können. Andererseits müssen Forschende, um einen Zugang in die Polizei und damit wirkliche Einblicke in diese zu erhalten, sich ebenfalls offen und vorbehaltlos (mit) den besonderen (psychischen, rechtlichen, organisationalen) Anforderungen an den Polizeiberuf aus(einander)setzen. Hapert es lediglich an mangelnder Dialogbereitschaft? Woher kommt die gegenseitige Reserviertheit? Wie verschieden sind die Erwartungen an Kooperation und konstruktive Kritik?

Um diese Fragen zu adressieren veranstaltete die Forschungsstelle für strategische Polizeiforschung in Hamburg (FOSPOL) im Herbst 2021 eine Fachtagung mit Wissenschaftler:innen, die sich mit dem Thema Polizei beschäftigt hatten und haben sowie hochrangigen Vertretern der Hamburger Polizei. Die Mitkonzeption und Organisation übernahm neben Annabelle Möhnlé auch Fanny Richter, bei der wir uns herzlich für ihr Engagement bedanken. Nach einigen Impulsvorträgen wurde in Arbeitsgruppen diskutiert. Am Ende der Tagung stellte man fest, dass man eigentlich gar nicht so weit auseinander lag und es einfach eines offeneren Dialogs bedarf, um konstruktiver miteinander umzugehen. Diesen Dialog vertieft der vorliegende Fachband.

Wir freuen uns daher, dass viele Polizeiforschende, die meisten von ihnen Teilnehmer:innen des Fachtags, der Bitte von FOSPOL nachgekommen sind, für den hier vorliegenden Fachband Artikel und Aufsätze zu schreiben.

Den Aufschlag macht Nils Zurawski, der eine Sozialfigur des Polizeiforschers skizziert. Er typisiert Interessierte, Engagierte und Distanzierte, die sich je unterschiedlich im Feld positionieren. Basierend auf eigenen Erfahrungen und Eindrücken aus seiner Forschung legt er Missverständnisse offen, die in der Feldforschung zutage treten.

Es folgt Detlef Nogala, der die Perspektive auf eine Mission ›Europäischer Polizeiwissenschaft‹ aufmacht. Darin zeichnet er die Entstehungsgeschichte der Polizeiwissenschaft nach. Er skizziert unterschiedliche historische Bedingtheiten, verschiedene Ebenen der Kooperation und Entwicklungen und stellt eine (wechselseitige) Skepsis zwischen verschiedenen Akteuren im Feld fest, Polizist:innen, Wissenschaftler:innen sowie Journalist:innen, denen man einen sich überdeckenden Willen zur Aufklärung der Wahrheit und professionelle Neugier als stimulierendes Handlungsmotiv unterstellen könne. Er führt aus, mit welchen unterschiedlichen Motiven, Interessenlagen und Zwecken die Polizeiforschung in Europa für unterschiedliche Abnehmergruppen betrieben wird.

Im Anschluss eröffnet Christiane Howe in ihrem Gespräch mit zwei Berliner Polizist:innen den Horizont der direkten Erfahrungen. Sie reflektiert die langjährige Zusammenarbeit, spricht über gemeinsame Projekte, die Herausforderungen von Forschung bei der Polizei sowie die institutionellen Grenzen von Kooperationen. Vor dem Hintergrund aktueller Debatten um unabhängige Forschung wird mit und über die Polizei reflektiert. Die Gesprächsführenden haben im Rahmen der so genannten Berliner Polizeistudie zusammengearbeitet.

Ihre Erfahrungen aus der Polizeistudie »INSIDER« für das Land Rheinland-Pfalz schildern Martin Endreß und Silke Müller, wenn sie von den »Ambivalenzen und Herausforderungen qualitativer Polizeiforschung unter aktuellen gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen« sprechen. Sie erhellen, was es bedeutet »für« die Polizei in offiziellem Auftrag und dennoch unabhängig eine Studie zu fertigen. Für viele der hier präsentierten Beiträge wichtige Beobachtungen hinsichtlich der Präsenz im Feld werden von den beiden explizit gemacht. Dabei geht es um die ethnografische Methode der teilnehmenden Beobachtung, die in der Berufsgruppe der Polizist:innen andere, unvorhergesehene Assoziationen wecke, als anfangs von den Forscher:innen antizipiert wurde.

Die wechselseitige Bedingtheit von Methode, Datengewinnung, Forschungsethik und Erkenntnis beschreibt Nadja Maurer in dem mit Dirty Harrys Komplizen spielerisch betitelten Beitrag. Sie fokussiert u.a. auf die Verteidigung einer polizeilichen Autorität, was bisweilen die Preisgabe der Neutralität und Unparteilichkeit sowie der Verhältnismäßigkeit der Polizei bedeuten könnte. Die Polizei muss immer wieder scheitern – Maurer spricht von einem Gefühl der Ohnmacht –, wenn es um den Wunsch einer »perfekten Ordnung« geht. Sie legt offen, wie die Polizei in der Interaktion mit dem »polizeilichen Gegenüber« diskussionswürdige Situationen in der Feldforschung hervorbringt.

Von seiner Feldforschung in einer aus europäischer Sicht heiklen bis gefährlichen Umgebung berichtet Dennis Pauschinger. Er forschte während der Fußball-WM 2014 und den Olympischen Spielen 2016 bei der Polizei in Rio de Janeiro. Obgleich die Polizei dort nicht als bürgerfreundlich gilt, war für ihn der Zugang ins Feld unkompliziert. Seine Schilderungen zeigen ein komplexes und vielschichtiges Bild zur Rolle von Polizei, die auch Gewalt ausübt. Dass bestimmte Phänomene über Kontinente und Kulturen hinweg ähnlich sind, bestont die (vielen) Kontinuitäten von Polizeien in modernen Demokratien.

Von Missverständnissen und Irrungen im Feld berichtet Annelie Molapisi. Ihr Erfahrungsbericht beschreibt u.a., welche Abwehrmechanismen auf Seiten der Polizei wirksam werden, um sich Forschungen zu entziehen. So sei die Ansicht häufig, dass man von außen nicht verstehen könne, was in der Polizei los sei. Dass eine solche Innensicht Grundvoraussetzung für die »richtige« Analyse polizeilichen Arbeitens sein soll, stünde im Widerspruch zur wissenschaftlichen Herangehensweise, bei der es gerade um Distanzierung ginge.

Im nächsten Beitrag berichtet Kristin Weber von den Erfahrungen, die das Forschungsteam im Projekt ›ZuRecht‹ zu »Interkultureller Kompetenz in der Aus- und Fortbildung der Polizeien von Bund und Ländern« gemacht hat. Weber berichtet von den positiven Effekten der Kombination aus sogenannten »langen und kurzen Dienstwegen. Diese hätte sich günstig auf den Weg ins Feld und auf das Gewinnen von benötigten Forschungsinformationen ausgewirkt. Sie macht deutlich, dass der Beziehungsaufbau im Rahmen polizeilicher Forschung enorm wichtig ist.

Das zweite Gespräch führen Marion Näser-Lather und Nils Zurawski über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Forschungsfelder Militär und Polizei. Die beiden ergründen in einem Gedankenaustausch die Ursachen für Misstrauen, Skepsis und die von beiden häufig als abweisend wahrgenommene Haltungen. Dabei thematisieren sie, dass Forschende bisweilen die gleiche Skepsis ihrem eigenen Feld und den handelnden Personen gegenüber an den Tag legen, die Distanz mithin von beiden Parteien gleichsam mitgestaltet wird.

Abschließend stellen Esther Jarchow und Martin Kagel konkrete Ideen für ein gemeinsam von Polizei und Forschung genutztes und gestaltetes Forum für den Austausch von Ideen, Vorstellungen und Erwartungen dar. Sie präsentieren damit ein Fallbeispiel für Wissenschaftskommunikation im polizeilichen Kontext. Für die Praxis ließen sich Übersetzungsprozesse von Forschung und Wissenschaft in die Polizei und deren Erwartungen in die andere Richtung gestalten.

Wir danken den Teilnehmer:innen des Workshops für kontroverse und konstruktive Diskussionen. Unser Dank gebührt gleichauf den Autor:innen sowie unserer studentischen Hilfskraft Annika Heine für die Arbeit am Layout. Wir hoffen, mit dem vorliegenden Sammelband einen Einblick in die Forschungspraxis in der Polizei gewähren zu können und wünschen eine erkenntnisreiche Lektüre.

*Das Team der FOSPOL*